

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 42 (1966-1967)  
**Heft:** 9

**Rubrik:** Briefe an die Herausgeber

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



### Wahnsinnig?

Sehr geehrter Herr Redaktor!

**M**ein Schwiegersohn hat für mich wieder für ein Jahr den Schweizer Spiegel abonniert. Natürlich tauschen wir ihn jeweilen als Lesestoff gegenseitig aus. Sie haben in Ihren Rubriken schon so Vieles zurechtgerückt, daß ich mir erlaube, mit den nachfolgenden Gedanken an Ihre Redaktion zu gelangen.

Es vergeht kein Tag, daß man nicht von jungen und auch älteren Leuten bei jeder Gelegenheit das Wort «wahnsinnig» oder «verrückt» zu hören bekommt. Wie gleichgültig, gedankenlos, wichtigerisch werden diese Ausdrücke immer wieder ausgesprochen!

Einmal nur sollten diese Leute einen halben Tag das Burghölzli oder eine ähnliche Anstalt besuchen. Es würde wohl zu weit führen, wollte ich Ihnen nur kurz darüber berichten, was ich vor Jahren bei so einer armen Kranken mitansehen mußte, ohne helfen zu können.

Seither kann ich diesen gräßlichen Ausdruck gar nicht mehr ertragen. Ich beanstante ihn bei jeder, eben leider häufigen Gelegenheit aufs Bestimmteste, bei Jung oder Alt.

Wenn einem etwas gefällt oder etwas gelingt, so kann man das doch auch noch anders ausdrücken als mit wahnsinnig! Sagen wir doch einfach schön, großartig, allerbest, bäumig, meinetwegen noch toll, aber nicht wahnsinnig oder verrückt.

Es grüßt Sie  
B. W. in K.

### Nächstes Jahr noch besser

Sehr geehrte Redaktion,

**M**ir scheint, das folgende kleine Erlebnis, könnte in den Schweizer Spiegel passen.

Vor einigen Jahren zelteten wir an den Ufern des Lagonersees auf einem kleinen Campingplatz. Ausser einem schönen grünen Rasen, Waschgelegenheiten und Anschluß für Elektro-Rasierapparate besaß er keinen be-

sonderen Komfort, wie manche andere Plätze, die oft mit allen Schikanen ausgerüstet sind. Es gab auch keinen Kiosk, und wenn man etwas kaufen wollte, mußte man sich schon ins Dorf bemühen – dachten wir jedenfalls.

Doch am ersten Morgen weckten uns das Bimmeln eines Glöckchens und eine etwas heisere Stimme, die immerfort rief: «Speisewagen! Carozza ristorante! Wagon restaurant! Frische Milch, frische Brötchen!» Erstaunt guckten wir zum Zelt hinaus, und das, was so großartig als «Speisewagen» angepriesen wurde, war ein kleiner zweirädriger Karren, vollbeladen mit Milchflaschen, Brot, Butter, Konfitüre usw. Zu dem Karren gehörte ein mageres, graues Männlein mit einer Schirmmütze auf dem Kopf. Darunter blitzten ein Paar schalkhafte Augen aus einem runzeligen Gesicht. «Speisewagen! Carozza ristorante! Wagon restaurant!» tönte es wieder, und zur allgemeinen Erheiterung zwischendurch auch: «Carozza ristorante! Fressereiwagen!»

Inzwischen hatten sich schon eine Menge Leute um den Karren versammelt, während das Männlein mit lauter, ein wenig heiserer Stimme seine Waren feilbot. Jemand brachte eine leere Milchflasche zurück und entschuldigte sich, daß sie aus Mangel an heißem Wasser leider nicht gewaschen sei. «Macht nichts, Madame, ich wasche jeden Tag für Sie die Flaschen, mit Sodawasser, Madame.» Einmal wollte ich ein paar Eier. Da machte er ein bedauerndes Gesicht und meinte: «Eier habe ich leider keine, aber» – und dabei leuchteten seine Augen plötzlich, «ich werde Ihnen Eier für Sie, Madame, extra für Sie vom Bauern, gute Eier, schöne Eier.» Die Eier kamen auch und noch manches andere mehr. Salat, zum Beispiel, aus dem eigenen Garten. «Gute Salat, schöne Salat, nächstes Jahr noch besser», pries er ihn an. Es war Juni, zur Erdbeerzeit, und als wir nach Erdbeeren fragten, erklärte er wieder: «Ich werde Ihnen bringen gute Erdbeeren, schöne Erdbeeren, aber

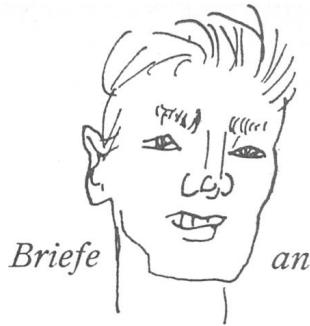
nächstes Jahr noch besser...»

Mit Buchstaben und Zahlen schien das Männlein weniger gut umgehen zu können. Darum kostete die «Gelati» wohl auch einen Tag neunzig Rappen, am andern einen Franken. Wie gesagt, aufs Rechnen verstand er sich nicht so sehr – oder nur zu gut? Eines Tages erklärte er mir stolz: «Ist meine Tochter dort an der Kasse; nächstes Jahr wird heiraten eine Mann aus Milano. Oh, sie bekommt eine gute Mann und eine schöne Mann!» Nächstes Jahr noch besser... fügte ich in Gedanken hinzu, und mein Mann muß etwas Ähnliches gedacht haben, als er mir dabei vergnügt zublinzelte.

Das Stück Land, das an den Zeltplatz grenzte, war das Eigentum des Männleins. Hohe Summen waren ihm dafür schon geboten worden. Doch er machte nicht mit beim Ausverkauf der Heimat. «Das gebe ich nicht her, nicht einmal für eine Million, das ist mein Boden, meine Arbeit und mein Leben.» Er vermietete das Grundstück während der Sommermonate nämlich auch an Zeltler.

So führt das Männlein ein betriebsames Leben, verkauft Milch und Brötchen an die Fremden, lernt täglich Menschen aus aller Herren Länder kennen und spricht neben seiner Muttersprache auch noch deutsch, französisch und ein wenig englisch. Er könnte ein reicher Mann sein und sich längst zur Ruhe setzen. Doch zieht er es vor, seine Spaghetti auf einer alten Kiste sitzend zu verzehren, und stellt dafür seinen Gartenstuhl einem Fremden zur Verfügung, falls dieser ihn braucht. Er gibt sogleich jedem, der neu ankommt, das Gefühl, sein persönlicher Gast zu sein und er treibe extra für ihn den schönsten Salat, die feinsten Erdbeeren und die frischesten Eier auf. Was mich jedoch am meisten beeindruckt hat, war der optimistische, immer wiederkehrende Spruch: «Nächstes Jahr noch besser...»

Es sind inzwischen ein paar Jahre vergangen, und das Männlein muß kaum mehr Milchflaschen waschen, denn die Milch wird längst in moder-



nen Wegwerfpackungen verkauft. Doch sollten Sie auf einem Zeltplatz im Tessin eines Tages von dem Ruf «Speisewagen! Carozza ristorante! Wagon restaurant!» geweckt werden, so wissen Sie, daß Sie bei einem Lebenskünstler zu Gast sind, von dem Sie noch etwas lernen können, nämlich: Zufriedenheit, Humor und Optimismus!

Mit freundlichen Grüßen,  
E. G.-F. in O.

#### Apropos Kultur

Lieber Schweizer Spiegel,

**A**uf einem Auge blind zu werden, glaubt die zwanzigjährige Laborantin, wenn sie an dem, «was man gemeinhin Kultur» nennt, aus Zeitmangel nicht viel mehr teilhaben kann. – Was man gemeinhin Kultur nennt, ist eben sehr oft «Kulturbetrieb», dem gar nicht so viel wirkliche Kultur innwohnt.

Kultur ist m. E. dem eigentlichen Sinn nach die Beziehung der Seele zum Göttlichen. Natürlich verlangt die Pflege dieser Beziehung auch Zeit, Zeit zum stillen Nachdenken, zum Meditieren. Man kann diese Zeit vor dem Einschlafen oder in irgendeiner Betriebspause finden. Je weniger man glaubt, dem «großen, bunten Teppich der Kultur» nachjagen zu müssen, desto größer ist die Möglichkeit, innezuwerden, welche geistig seelische Verfassung uns wirklich beglückende Kultur finden läßt.

Was Gina in «Was mich beschäftigt» zum Glauben bringt, sie müsse dem ernsthaften beruflichen Streben ihre kulturellen Interessen opfern, ist ganz einfach jugendliches Ungeštüm: Die Ungeduld der Jugend, die glaubt, schon mit zwanzig Jahren den ganzen Kulturbetrieb ausschöpfen zu müssen, verdirbt doch nur den guten Weg zur Reife, der über treue Pflichterfüllung, über freudiges Genießen gut gewählter geistiger Nahrung und über die frohe Zuversicht führt, noch viel Zeit zur Kontaktnahme mit kulturellen Bemühungen zu haben.

Herzlich F. B. in G.

#### Schweizer Botschafter am Vatikan?

Sehr geehrte Herren,

**G**lücklicherweise leben wir in der nachkonziliaren Epoche, in der die Fortschrittlichen unter unseren katholischen Mitchristen die Kirche wieder mehr als Kirche lieben. Vieles «Drum und Dran» hat heute weniger Gewicht als früher. Man versucht auch, alles Staatliche und Hofstaatliche an der äußeren Erscheinung der Kirche, einschließlich die Titel Eminenz und Excellenz, immer mehr in den Hintergrund treten zu lassen.

Es scheint mir nicht recht in diese Landschaft zu passen, wenn nun im Ständerat die Entsendung eines schweizerischen Botschafters an den Vatikan postuliert worden ist. Will die katholische Kirche doch Staat sein, und empfindet man es als Diskrimination, wenn diese Staatlichkeit des Vatikans anderen Christen nicht einleuchtet?

Daß ihr Mitarbeiter, der verehrte Redaktor Rudolf Stickelberger, in den Kulturkritischen Notizen der Mai-Nummer des Schweizer Spiegel dieses Anliegen unterstützt und damit helfen möchte, unsere Vor-Vergangenheit zu bewältigen, ist mir noch weniger verständlich.

Mit freundlichen Grüßen,  
R. K. in St.

#### Lesen unter schwersten Umständen

Sehr geehrte Herren Redaktoren,

**I**n Ihren drei letzten Nummern beantworten die Leser Ihre Frage, wie ihnen die neue grafische Gestaltung zusage. Sie haben keine Ahnung, wie begeistert ich davon bin. Das Lesen ganz allgemein ist bei mir unter sehr erschwerten Umständen möglich. Im Fall Ihrer Zeitschrift sind diese nun für mich schlagartig viel besser geworden, besonders dadurch, daß die beiden äußersten Spalten der Seiten für sich allein zu

lesen sind. Warum? Lassen Sie es mich Ihnen erklären.

Im Sommer 1958 brachten Sie im Schweizer Spiegel einen Artikel von mir, betitelt «Das Leben im Rollstuhl». Ich hatte ihn Ihnen auf Anraten einer Freundin geschickt. Bis dahin hatte ich Ihre Zeitschrift nur gelegentlich beim Zahnarzt als Warte-Lektüre durchgeblättert, ein persönliches Verhältnis hatte ich zu ihr nicht. Nun bin ich seit bald neun Jahren Abonentin und ich glaube, sagen zu dürfen, daß ich mich mit dem Schweizer Spiegel geradezu identifizieren kann. Es sagt mir so zu, daß man durch sie mit so vielen Aspekten des Lebens in Berührung kommt, fast so, wie wenn man Menschen mit verschiedenen Anschauungen kennen lernt.

Seit 1958 also hat sich mein körperlicher Zustand in dem Sinn verschlimmert, als ich inzwischen den Rollstuhl mit dem Bett vertauschen mußte und seit vier Jahren vollständig bewegungslos daliege. Ich kann nur noch mit dem Kopf hin und her, aber gerade diese Bewegung erlaubt es mir, noch zu lesen und die Seiten zu wenden. Das geht so: Auf dem Bett habe ich ein speziell dafür fabriziertes aufklappbares Tischchen, so daß das Buch oder Heft in einem bestimmten Abstand beinahe senkrecht vor meinem Gesicht steht.

Zum Wenden der Seiten benötige ich eine eigens dafür konstruierte Kelle, das heißt ein etwa 25 Zentimeter langes, flaches Holzstäbchen, auf der einen Seite mit einem Mundstück versehen, aus einem dafür zurecht geschnittenen Teigschaber aus einem gummiartigen Material; am anderen Ende des Stäbchens sitzt ein etwa kirschengroßes Klümpchen Plastik-Kitt. Zwischen Buch und Kinn kommt ein zusammengefaltetes Tüchlein zu liegen, so hingeordnet, daß es mir sowohl die rechte Seite des Buches leicht andrückt als auch als Ablegefläche für das Stäbchen beziehungsweise die Kelle dient. Bei der linken Buchseite wird an der Tragleiste, auf der das Buch aufliegt, ein gewöhnliches Waschklammerli waagrecht ange-



klemmt, das einen kunstgerechten Aufbau aus Schmal-Holzstäbchen bekommen hat, so dass es mir die linke Buchseite festhält. Mit diesem ausgeklügelten System kann ich stundenlang lesen, nachdem ich mir nun eine große Fertigkeit im Seitenwenden angeeignet habe.

Am geeignetesten sind Bücher. Größere Formate machen Schwierigkeiten, weil dann auch die zu überblickende Fläche breiter wird. Das Format des Schweizer Spiegel war gerade die äußerste Grenze des für mich Überschaubaren. Nun haben sich mit der Neugestaltung die beiden äußersten, separat zu lesenden Spalten eingestellt. Ich kann nun mit der Kelle das Blatt nur leicht andrücken, daselbe zur Hälfte umwenden, und diese äußersten Spalten kommen so gerade in das richtige Blickfeld.

Wenn nicht diese Neuordnung und Ihre Befragung der Leser um ihr Urteil erfolgt wären, hätte ich mir gar nicht einfallen lassen, Ihnen von meiner Situation zu berichten; schon seit

Jahren ist es mir bewußt, daß ich mit dieser Krankheit (Multiple Sklerose) immer mehr einer totalen Abhängigkeit von den Menschen meiner Umwelt entgegen ging und gehe. Zum Glück funktionieren alle Fähigkeiten im Kopf, sodaß ich die Lage überblicken und mich entsprechend einstellen kann.

Sie fragen sich vielleicht, wie man ein solches Schicksal meistern kann. Das wird von Mensch zu Mensch verschieden sein, je nach seiner geistig-seelischen Konstitution. In meinem Fall würde ich sagen, ich begegne ihm mit Vernunft und Gnade. Die Vernunft läßt mich denken, daß ich seit Beginn der Krankheit alles Menschenmögliche und Erfolgversprechende getan habe, und die Gnade von oben verleiht mir die Kraft, das Unabwendbare mutig zu tragen.

Das Lesen ist mir nun also wieder möglich, gottseidank, denn es hilft mir über viele Stunden hinweg; für das Schreiben jedoch bin ich natürlich auf die Hilfe **Anderer** angewiesen. Das

bringt auch Schwierigkeiten mit sich, denn es ist ja gar nicht sicher, daß ich gerade dann zum Diktieren und zum Denken fähig bin, wenn meine Hilfe anrückt. Dazu kommt, daß ich nicht allein im Zimmer bin, was sich auch erschwerend auswirkt. Auch bin ich nicht so begabt, daß ich unter allen Umständen und jedem Hindernis zum Trotz schreiben könnte. Ich würde nebst gesunden Händen, als Werkzeug noch einige Attribute dafür benötigen, zum Beispiel müßte ich einige Bücher um mich haben, damit ich etwa ein Zitat nachlesen oder eine Anregung von einem Schriftgewaltigen empfangen könnte. Auch müßte ich das Geschriebene überlesen und ausbessern können.

Sie haben mir also mit Ihrer graphischen Umgestaltung, ohne Ihr Wissen, eine große Erleichterung und damit eine große Freude verschafft – vielleicht ist sie einmalig – und dafür danke ich Ihnen recht sehr.

Freundliche Grüße  
F. M. in L.

## Permanente Volume gibt Ihrer Frisur Fülle und Halt

in Zürich nur bei

*Ehrius*

Poststrasse 8 Zürich 1  
Telefon 27 29 55